

2 Manne, 2 Fraue, 2 Chind

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **10 (1954)**

Heft 2

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420318>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

welchen Eindruck es auf das Bürofräulein machte, als der „Etat per“ Trompetenstößen gleich über die Lippen des Herrn Chefs sprang. Daß man weder einen „Etat per“ noch einen „Bestand am“ prompt zu senden kann, spielt ja weiter keine Rolle. Die Hauptsache ist, daß es tönt! Dann kommt die „automatische Aufgabe der laufenden Mutationsmeldungen“. Sind schon bei einer „Aufgabe der Meldungen“ mindestens zwei Wörter überflüssig, so ist das „automatische“ falsch und häßlich zugleich. Vollends hirnlos sind aber die „laufenden Mutationsmeldungen“. Der Duden erklärt die Mutation als eine „sprunghaft auftretende erbliche Änderung; Stimmwechsel“. Nachdem aber jeder Chüngelizüchterverein als 7. oder 8. Traktandum die „Mutationen“ auf seiner Generalversammlungseinladung aufführt, weiß nachgerade jedermann, daß man darunter den Wechsel im Mitgliederbestand zu verstehen hat, also die Ein- oder Austritte innerhalb einer gewissen Zeitspanne. Dann aber ist die „laufende Mutation“ ein ähnlicher Unsinn wie der alte Greis oder der weiße Schimmel.

Bedenklich ist am ganzen Brief, daß er von einer größern Firma stammt, wie gesagt mit Telegrammadresse, Bankverbindung, mindestens zwei Prokuristen, und daß diese beiden Prokuristen den Brief unterschrieben haben und abgehen ließen, einen Brief, für den ein Lehrling von seinem Deutschlehrer im Kavau einen glatten Dreier oder Vierer erhielt. Und das Aergste ist: man hat das Gefühl, daß es gegen die Schwulstigkeit und Aufgeblasenheit solchen „Stils“ kein Heilmittel gibt, denn der Schwulst steckt so weit innen, daß man ihm von außen überhaupt nicht beikommt! M. Trittler in „Büro und Verkauf“

2 Manne, 2 Fraue, 2 Chind

Sprache ist Leben — und das Leben wandelt sich. So bleibt auch die Sprache, das höchste Kunstwerk menschlichen Geistes nicht dieselbe, sondern verändert sich, indem sie Unliebsames aus dem Wege räumt und Neues erstehen läßt. Einen Hauptgrund für jeglichen Sprachwandel, im besondern aber für das Verschwinden von Wörtern oder Bildungselementen, bildet das unbewußte Streben nach Vereinfachung aus bloßer Bequemlichkeit.

Sehen wir uns ein wenig das Leben und Treiben unserer Zahl-

wörter an, so stellen wir fest, daß beim Zahlwort „zwei“ das Mittelhochdeutsche (mhd.) für jedes Geschlecht mit einer besondern Form aufwarten konnte, während die neuhochdeutsche (nhd.) Schriftsprache für alle drei Geschlechter nur noch eine einzige Form, eben das uns wohlbekannte „zwei“ kennt. Ähnliches gilt für „drei“, nur daß es im mhd. bloß durch zwei Formen (eine für das männliche und weibliche, eine für das sächliche Geschlecht) vertreten war. So wurde im mhd. unterschieden zwischen

zwêne (m), zwô/zwâ (w) und zwei (f),

ebenso zwischen dri/drîe (m + w) und driu, gesprochen drü (f).

Doch haben sich schon im 11. und 12. Jahrhundert Unsicherheiten im Gebrauch der Geschlechter bemerkbar gemacht, und zu Beginn des 17. Jahrhunderts ist es der sächlichen Form „zwei“ dann allmählich gelungen, ein Übergewicht zu erlangen und die beiden andern Formen als etwas zu sehr Belastendes endgültig zu verdrängen. Bei „drei“ ist es die männliche Form, die sich als einzige durchgesetzt hat. Bei Luther treffen wir noch auf den vollen Formenbestand: „Zween Ölbäume und zwô Fackeln“ (Off. 11, 4), während Goethe, den das Gefühl für die richtige Anwendung bereits verlassen hatte, im Bestreben, eine alte Form zu setzen, unrichtig „zwo Beine“ geschrieben haben soll (laut Grimms Wörterbuch der deutschen Sprache), dagegen bewußt und richtig schwäbelnd oder altertümelnd 1773 „Zwo wichtige biblische Fragen“. Bewußt altertümlich läßt R. F. Meyer im „Schuß von der Kanzel“, der im 17. Jahrhundert spielt, „zween geistliche Männer“ zum Zürichsee hinabsteigen. Wie diese Formen untergingen, so hat auch die Beugung der Zahlwörter dem mächtigen Vereinfachungsgrundsatz gehorchen müssen; heute sieht man einem „zwei“ weder sein Geschlecht noch seinen Fall an! Luther aber schrieb noch: „Welcher dünkt dich, der unter diesen dreien der Nächste gewesen sei . . .“ (Lukas 10, 36), und an anderer Stelle (Matth. 27, 21): „Welchen wollt ihr unter diesen zweien, den ich euch soll losgeben?“ Doch halt: „Sind all diese Formen wirklich aus der deutschen Sprache verschwunden? Im Gegenteil: sie leben fort, und zwar in unserm Berndeutschen und andern alemannischen Mundarten! Wie unser „Hus“ nichts anderes ist als das mhd. hûs, unser „guet“ das mhd. guot, so entspricht der Formenbestand der Zahlwörter zwei und drei im Berndeutschen genau dem im mhd.: wir unterscheiden zwe

(mhd. *zwêne*), *zwo* (*zwô* und *zwâ*)/*zwöi* und *drei* (*dri*)/*drii* (*driu*), und bei der Beugung verwenden wir die vollen Formen: „mit *zwene* (*dreine*) Wäge, vor *zwone* (*dreine*) Wuche, mit *zwöine* (*driine*) Worte“! Daß diese Formen zum festen Bestand unserer Mundart gehören und nicht einer künstlich-archaisierenden Sprache entnommen sind, beweisen die Mundartschriftsteller, die ja gerade die Sprache des Volkes und keine besondere Dichtersprache pflegen. Ein Beispiel von unzähligen aus unserer reichen Mundartdichtung möge genügen:

„I däm si alle Dreie (gemeint sind drei Frauen) enig . . . ; es isch überhoubt öppis Kurioses mit däne *driine* alte Fraue . . . , *Zwo* Sache sy's, wo se ging wider *zämehitte*: . . .“ (Emil Balmer: „Chrüztreger“).

Nun läßt sich aber seit einiger Zeit eine Entwicklung beobachten, durch welche der Formenreichtum des Berndeutschen in bedauerlicher Weise geschmälert wird. Das Bewußtsein der Drei- oder Zweigeschlechtigkeit der beiden Zahlwörter *zwei* und *drei* scheint den Schülern und jungen Leuten der Stadt Bern abhanden gekommen zu sein. Frischfröhlich werden die verschiedenen Formen untereinander vertauscht und ohne Bedenken falsch angewendet! Mit heimlichem Grausen nimmt man Kenntnis davon, daß die Schule „*i zwene*“, ja sogar „*i zwe Wuche*“, oder „*i drii Wuche*“ wieder beginne! Und Dinge wie „*zwöi Schüeler*“ (warum sächlich?) sind bereits an der Tagesordnung. Richtig wäre: „*i zwone Wuche, i dreine Wuche, zwe Schüeler*“! Der Grund, weswegen gerade in der Stadt solche Nachlässigkeiten überhandnehmen können, ist wohl darin zu suchen, daß hier infolge größerer Bevölkerungsmischung und vermehrter Aufgeschlossenheit dem Fremden gegenüber die Einflüsse auch auf sprachlichem Gebiete viel spürbarer sind als auf dem eher konservativen Land. Es stellt sich uns hier die Frage, ob und wie weit einer solchen unschönen Entwicklung Einhalt geboten werden kann. Daß man nicht untätig zusehen darf, dürfte unser aller Meinung sein, da doch etwas Wertvolles zugrunde zu gehen droht. Doch wesentlich mehr Kopfzerbrechen dürfte uns das „Wie“ bereiten. Da sich derartige Veränderungen im Sprachgebrauch erst nach einer gewissen Zeit offenbaren, der Zersetzungsprozeß bereits stark fortgeschritten ist, sind die Schwierigkeiten einer solchen „Heilung“ nicht zu unterschätzen. Dennoch wollen wir die Flinte nicht ins Korn werfen, sondern uns freuen an der wunderbaren Eigenart und Altertümlichkeit

unserer Muttersprache. Sollte aber irgendwo noch ein ungerechtfertigtes Minderwertigkeitsgefühl sich regen gegenüber den Miteidgenossen im Westen, die Träger einer „Weltsprache“ sind, dann ist es an der Zeit, solche Gefühle endgültig zu vertreiben! Daß falsche Bescheidenheit nicht zuletzt auf den unseligen Einfluß irreführender Begriffe wie „bon allemand“ (gemeint ist das Schriftdeutsch im Unterschied zu den Mundarten!) zurückzuführen ist, dürfte erwiesen sein. Als ob unsere prächtigen Mundarten schlechteres Deutsch wären!

Sorgen wir dafür, daß die berndeutsche Sprache ihr ehrwürdiges, buntes Kleid noch lange tragen kann. Wir sind es unsern Kindern schuldig, sie ein reines, gutes Berndeutsch zu lehren. In Elternhaus, Schule und Kindergarten, überall, wo die Mundart üblich ist, sollen die Kinder eine gesunde und unverfälschte Muttersprache zu hören bekommen. Also: „Zwe Manne, zwo Fraue, zwöi Chind“! Konrad Beyeler

Nachwort des Schriftleiters. Fast noch schlimmer als die Verwirrung in den Geschlechtsformen ist die heute blühende Gleichschaltung auf „zwo“, die aber die Unsicherheit sicher noch vermehrt hat: Zwo Manne, zwo Fraue (richtig!), zwo Chind.

Helvetische Vielsprachigkeit oder italienischer Sprachensalat?

Der Schweizer hat im allgemeinen den Vorzug, daß er nicht auf seiner Muttersprache sitzen bleibt. In der Schule lernt er (mit unterschiedlichem Erfolg) Deutsch. Und dann noch mindestens eine Fremdsprache. Das tut ihm gut. Das erweitert den Horizont. Und es erweitert die Möglichkeiten, dem Fremden, der am helvetischen Horizont auftaucht, etwas zu verkaufen.

Mit der Sprache ist es aber ein gefährlich Ding. Vor allem mit der Sprache der Reklametafeln: sie gibt nicht nur Aufschluß über das, was auf dem Ladentisch feilgeboten wird, sondern auch über den, der hinter dem Ladentisch steht. Sie wendet sich an den Fremden, und sie kann sich handkehrum gegen den Einheimischen wenden. Denn zwischen gewandter Vielsprachigkeit und lächerlicher Anbiederung liegt oft nur ein Schritt, beziehungsweise ein falscher Buchstabe. Da versucht zum Beispiel ein simples, heimeliges Kaffeeestübli mondän zu werden und wird zum „Cafè Stübli“, wobei das schwungvolle „è“ vielleicht dem Maler in die Hand, der französischen Sprache aber nicht in die Ortho-